

Das Reh : Skizze

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **32 (1922)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Reh.

Skizze von Adolf Döglin.

Herr Blaser, ein angesehenener Jäger vor dem Herrn der Wälder, hatte mich mit einigen Freunden des Birschwesens und deren Gattinnen zu einem Rehpfeffer eingeladen und während des Essens mehrmals auf mein erstes und letztes Jagdabenteuer angespielt, das ihm ein großer Verdruß gewesen war. Er grollte mir immer noch im Stillen wegen der argen Enttäuschung, die ich ihm, dem Besitzer eines Reviers, vor acht Tagen bereitet hatte, und suchte nach einem Anlaß, mich vor der Gesellschaft bloßzustellen, obschon der feinbereitete Rehpfeffer samt den zugehörigen Feuchtigkeiten eigentlich jedes Rachegeleüst hätte beschwichtigen sollen.

Nun hob er die Tafel auf und lud uns in die Plauderstube ein. Man sang ihm allerlei Lob über die ausnehmend schmackhafte Zubereitung des Wildes, da man wußte, daß er sie persönlich leitete und überwachte, und er nahm es mit schmunzelndem Behagen entgegen.

„Jetzt aber“, wandte er sich an mich, nachdem die Damen und Herren sich's in ihren Klubesseln bequem gemacht hatten, „möchte ich doch wissen, wie Ihnen, Herr Doktor, der berühmt gewordene Fehlschuß gelang. Es ist mir heute noch unbegreiflich, wie Sie, ein ausgezeichnete Schütze, aus dem halben Dutzend prächtig dastehender Rehe, die Ihnen stoßstill wie Zielscheiben die Breitseite darboten, nicht eines zur Strecke brachten. Es sah aus, als ob Sie bloß einen Warnschuß für den Seitbock abgeben wollten.“

Die Herren setzten zu einem Teil ein spitzes Lächeln auf, zum andern brachen sie in ein aufrichtiges Lachen aus; aber beides war mir zugebracht. Die Damen machten Augen voll gespannter Erwartung, und ich merkte wohl, daß sie alle von mir eine ausgiebige Antwort verlangten. Ich war eine solche einigermaßen schuldig, weil unser Gastgeber mich im

Vertrauen auf meine Treffsicherheit zur Teilnahme an einer Jagd eingeladen hatte, und durfte ihn nicht neuerdings enttäuschen. Er freute sich — das las ich aus seinen hellen Augen — zum voraus auf meine Erklärung, die für ihn nicht anders denkbar war als in der Form einer ungeheuren Selbstbloßstellung. Ich hatte mich davor zu hüten, ins Empfindsame zu verfallen; denn so, wie ich die Jäger in ihrem Berufe kenne, kommt etwas wie Gefühl bei ihnen nur zum Vorschein, wenn sie ein Tier anschießen, während ihnen das Töten geradezu Lust gewährt. Immerhin waren sie im gewöhnlichen Leben recht wackere Menschen und trugen ein Herz in der Brust. Bei den Damen durfte ich dies unter allen Umständen voraussetzen. So hob ich denn an:

„In der Tat hat mein Fehlschuß seine ganz besondere Geschichte, und wenn sie auch nicht auf Kain und Abel zurückgeht, so wurzelt sie doch in einem weit hinter mir liegenden Jugenderlebnis.

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als ich an einem kalten Wintermorgen eine Ueberraschung erlebte, die mich damals wie ein Wunder überkam. Schon mehrmals hatte ich gesehen, wie ein Jagdknecht, über seine Waidtasche gebunden, ein erlegtes Reh mit abwärts hängendem Kopf an unserm Haus vorbei das Städtchen hinuntertrug, worauf dann einige Tage später irgend ein Gastwirt, der auf Seckereien hielt, in der Zeitung „Rehpfeffer mit neuem Schloßberger“ ausschrieb.

Wenn ich jeweilen solch ein lahmes braunes Köpfcchen mit den schönen dunkeln Augen vor mir sah, kam mich ein unsägliches Mitleid mit dem edeln Tierchen an; mein kleines Herz klopfte, ich war dem Schluchzen nah und lief von den Gespielen auf der Straße hinweg, um nicht elend zu werden.

Einmal fragte ich meinen Vater, weshalb man denn solch hübsche Tiere töte.

„Weil ihrer zuviel würden,“ gab er mir zur Antwort. Allein ich war nicht befriedigt davon und machte ein zweifelhaftes Gesicht, weil mir der Kampf zwischen Mensch und Tier noch nie aufgezeigt worden war und ich nicht begreifen konnte, weshalb die Geschöpfe Gottes nicht alle Raum auf Erden finden sollten. So fuhr mein Vater denn fort: „Das

muß ich dir erklären, gelt? . . . Wenn du auf dem Lande aufgewachsen wärest wie ich, wüßtest du, daß die unschuldigen Tierchen schweren Schaden anrichten. Sie benagen, wenn sie Hunger leiden, zur Schneezeit die jungen Bäume, äßen die Wintersaaten weg und im Frühling das zarte Gras. So würden die Bauern, wenn die Waldtiere sich unbeschränkt vermehrten, für ihr Vieh bald kein Futter mehr haben, und dann hätten Land- und Stadtleute keine Milch.“

Diese Belehrung machte mich stutzig, und ich bewahrte sie im Gedächtnis auf, um an ihrer Hand über das Weltregiment nachzudenken. Ganz im Stillen wurde ich damals wie Hans Sachsens heiliger Petrus ein kleiner Weltverbesserer und dachte darüber nach, wie man die Lebensweise des Menschen veredeln könnte, so daß er nicht mehr genötigt wäre, die lieblichsten Geschöpfe der Erde umzubringen. Auch glaubte ich, man könnte die Empfindung des Menschen so verfeinern, daß er von sich aus sich scheuen würde, das Fleisch von edeln Tieren zu essen.

Mit der Weltverbesserung wollte ich bei mir selber beginnen. Der feste Entschluß reifte, als ich es mitansah, wie ein Wirt, der zugleich Metzger war, ein Reh im Schau-laden auslegte. Es kehrte mir sein Köpfchen zu, und ich blickte lange in die tiefdunkeln Augen des Tierchens, bis ich des Waldes Geheimnis daraus zu lesen vermochte und die Schönheit des freien Lebens. Ganz zu hinterst im Dunkel der Augen vermeinte ich eine weiße Gestalt, die des lieben Gottes, des Schöpfers aller Wesen zu sehen, der traurig die Blicke niederschlug, weil man ihm eines seiner lieblichsten Kinder notlos getötet hatte. Ich sah seine hohe Gestalt unmutig gebeugt. Er zürnte sichtbar. Und da gelobte ich mir, nie ein solches Tier zu töten.

Auf eine große Folgewidrigkeit in meinem Denken verfiel ich damals nicht: Nie hatte ich mir ein Gewissen daraus gemacht, eine angriffige Stechmücke, eine freche Brummfliege oder eine häßlich langbeinige Spinne zu töten. Was konnte ich dafür, daß mein Gefühl einen solch wesentlichen Unterschied machte zwischen Tier und Tier? Es war mir nicht möglich, einem Kaninchen den bekannten Schlag mit der Handschneide ins Genick zu versetzen, obschon man mir

zeigte, daß es darauf plötzlich tot war und also nicht leiden mußte. Ich brachte es nicht über mich, weil ich sein harmloses Leben kannte und meine Gefühls- und Denkweise auf es übertrug, während mir das Leben der Insekten wegen ihrer giftigen Lästigkeit verhaßt und obendrein gänzlich unbekannt war. Ich sah sie nie geboren werden und wußte nicht, daß ich wie sie mitten im Leben vom Tod umfassen war und schon deshalb das Leben als ein heiliges Gut zu betrachten hätte.

Es fiel mir auf, daß mein Vater, als ich mich einem Knecht gegenüber weigerte, dem Kaninchen den Gnadenstoß zu versetzen, die Aufforderung, es zu tun, nicht wiederholte, auch nicht etwa mich auslachte oder tadelte, sondern dem Knecht vielmehr in ernstem Ton befahl, das Tier auf die Seite zu nehmen und es hinter meinem Rücken selber zu töten.

Aus des Vaters Verhalten schöpfte ich zweifellos die Kraft, dem gleichen Knecht in den Arm zu fallen, als er ein paar Tage später einem Reh den Garaus machen wollte. Dieses hatte uns über Nacht in die vor der Stadt liegende Scheune laufen können, da der Wind die kleine Tür im Tennstor, die schlecht geschlossen worden sein mußte, aufgestoßen hatte.

Das halbverhungerte Tier tat sich gütlich am Heu, das dort vor den Krippenlöchern aufgehäuft lag, als ich die Tenne, hinter dem Knecht hergehend, betrat. Sofort schrak es auf und wollte fliehen; allein der Knecht hatte die Türe rasch geschlossen und eilte dem Reh, das wie der Blitz in alle Winkel hinauschoß, mit dem Beil in der Hand nach. Wie er damit ausholte, um es aufs Haupt zu treffen, da es mit seiner Behendigkeit seinen Händen wiederholt entglitten war, jetzt aber ihm in Todesangst aus einem Winkel entgegenstarrte, hielt ich ihn davon ab und entriß ihm das Beil. „Das Reh wird nicht getötet,“ schrie ich ihn an und rief zeternd nach dem Vater.

Zu meinem Erstaunen machte das Reh keinen Fluchtversuch, als ich langsam auf es zuing, mich vor ihm auf die Knie warf und es umhalsste, um es gegen den Wütrich zu beschützen.

In diesem Augenblick kam der Vater herbei. „So!“ rief er aus, „da hast du Ersatz für dein Schäfchen!“

Er hatte mir „mein“ Schäfchen, als es fett geworden, verkauft. Jetzt war er damit einverstanden, daß ich das Reh an seiner Stelle in den verlassenen Schafstall führte und es den Winter über fütterte. Es ward nun ganz meiner Obhut anvertraut, und das Tier hatte sich nicht zu beklagen. Nach wenigen Tagen schon gewöhnte es sich an meinen Anblick und floh nicht mehr vor mir; ja es fraß mir zarte Gräser, die ich aus dem Heu auslas, ohne zu scheuen, aus der Hand. Ich durfte ihm auch in die Augen sehen. Es hielt Stand und betrachtete mich wie ein Brüderchen. Begreiflich, daß es, wie seinerzeit das Schäfchen, an einem Halsband ein Glöckchen angehängt bekam. Und nun war es ein Wundern und Freuen, wenn das Tierchen, vom feinen Schall erschreckt, zuerst die Ohren sträubte, die Augen aufriß und herumböckelte, um sich dann allmählich an den Ton zu gewöhnen und ganz fittsam zu werden.

Ich kam mir bald wie ein zweiter Schmerzenreich vor und spielte mit dem Reh wie mit meinesgleichen; ja, viel inniger, da ich keinerlei Widerspruch zu erdulden hatte und seine Eigenwilligkeiten als naturnotwendige Neußerungen hinnahm. Es empfand seinerseits die Wohltat meiner Pflege und duldete es nicht nur, daß ich ihm das Fell striegelte und bürstete, sondern schmiegte sich so zutraulich an mich, daß mein Hündchen „Ami“ oft eifersüchtig wurde und mir seine vernachlässigte Anwesenheit durch heiseres Bellen kundgab. Auch das freundschaftliche Verhältnis zu meinen wenigen Kameraden ging in die Brüche, da ich meine freie Zeit fast gänzlich auf die Pflege des Rehs und meinen phantasievollen Verkehr mit ihm verwandte, indem ich mit ihm sprach und es hätschelte, oft auch etwas neckte. Dabei packte ich es bei seinem kurzen Köpfchen und versuchte meine Kraft an ihm, indem ich es rückwärts stieß.

Wie schmeichelte es mir, wenn etwa ein Kamerad zu mir in die Scheune kam und das Reh sich beständig dicht an meiner Seite hielt und jeden Umgang mit dem Besucher mied. Ich war doch bereits ein kleiner Tierbändiger, und meine Liebe hatte mir die rührende Anhänglichkeit meines

Schützlings erworben. Das war ganz offensichtlich der Fall, da es die Kameraden bestätigten. Mein Vater hatte seine besondere Freude an der Ausdauer und peinlichen Genauigkeit, mit der ich des Tieres wartete, und ließ mich in allem gewähren. Das stärkte meine Selbständigkeit, hob aber auch mein Selbstbewußtsein, und so gewann ich schon damals einen Begriff von dem, was des Mannes Wert und Stolz ausmacht.

Bereits wagte ich's, mein Reh an einer Halfter um die Scheune herum zu führen; und bald, als es keine Miene machte, zu entfliehen, gab ich es völlig frei aus der Hand und ließ es geruhig auf der Wiese das erste Grün äsen. Mein Siegergefühl kannte keine Grenzen.

Um so jäher folgte die Enttäuschung. Es war im März, als ich eines Tages beim Spiel mit dem Reh bemerkte, daß auf seinem Kopf ein Gehörn zu stoßen begann und das liebe Tierchen überhaupt ein seltsames Betragen annahm, indem es mich hinterrücks anstieß, auch von mir weglief.

„Auch das sanfte Reh hat seine Nücken,“ lachte mein Vater, als ich ihm die neue Wahrnehmung meldete. „Nimm dich in acht; es könnte dich leicht einmal überrennen, wenn es in den Frühlingstrieb kommt. Am besten wär's, du verkaufst es dem Metzger.“

Dieser Ratschlag ließ mich die nächste Nacht kaum recht schlafen. Nie hätte ich gedacht, daß mein Vater so grausame Absichten haben könnte. „Lieber führ' ich das Reh selber wieder in den Wald hinaus, als daß ich's auf die Schlachtbank liefere,“ war mein fester Entschluß. Ich brauchte ihn nicht ins Werk zu setzen, denn als ich mein liebes, aber immer ungeberdiger werdendes Reh an einem warmen Aprilabend wieder auf die Weide führte, mußte ich's erleben, wie es plötzlich das Aesen aufgab, den Kopf stellte, die Ohren sträubte und dann urplötzlich einen mächtigen Seitensprung tat und in der Richtung nach dem Walde davonblitzte. Ich sah nur noch sein weißes Spiegelchen am Rückenende.

Ich eilte seinen Spuren nach, bis ich sie verlor, und kehrte dann in tiefster Betrübnis — denn meine Liebe hatte die erste schwere Enttäuschung erfahren — nach Hause

zurück. Dort erzählte ich der Mutter schluchzend mein Abenteuer und blieb hierauf tagelang trostlos. Des Vaters Augen mied ich. Erst als die Mutter mich daran erinnerte, daß man das wildgewordene Reh ja doch hätte töten müssen, fand ich mich allgemach mit dem Schicksal ab. Das Bild von dem lieben Tier jedoch, das ich in allen seinen Eigenheiten kennen gelernt und das mich im Spiel mit ihm unglaublich behend gemacht hatte, blieb unauslöschlich in meiner Seele.

Das „Geheimnis des Waldes“, so hieß es in meiner Erinnerung; denn all die Bilder vom Wald und dessen eher geahntem als bekanntem Leben, die ich mehr durchs Gefühl als die Forschung in mich aufgenommen hatte, das Dunkel des Föhrenhains mit seinen verstreuten Lichtern, das Rauschen der Eichenwipfel und das Flüstern des Bächleins, die fallenden Blätter und die rasch davonhuschenden Tiere vereinigten sich mir in dem leise gehenden Brauntier mit den zierlich schlanken Läufen und den edeln Hüfchen, mit den märchenhaft dunkeln Augen, die klar und still waren wie ein Waldquell. Und immer, wenn ich wieder ein Reh lauschend an einem Waldsaum stehen oder flink über die Straße setzen sah, kam mich ein bitteres Heimweh nach dem flüchtig gewordenen Spielgesellen an.

Die kommenden Jahre streuten immer mehr Asche auf die reine Glut des Gefühls. Die Erfüllung strenger Pflichten gegenüber Schule und Hochschule, der Dienst fürs Vaterland begannen, und der Kampf ums tägliche Brot setzte mit angenehmer Schärfe ein, als ich mich verheiratete und die Verantwortung für alles, was daraus folgen würde, selbst übernahm.

In dieser Zeit gewann ich hier in Rheinheim, wo mir ein Amt anvertraut wurde, die Freundschaft eines Mannes, der einen reichen Jägersmann — Sie kennen ihn alle — zum Schwiegervater hatte. Da ich als Soldat und Offizier die auch vom Vater eifrig gepflegte Schießkunst lieb gewonnen und einige Sicherheit darin erlangt hatte, lagen wir alle drei nicht selten im Parkgut des Herrn Blaser dem Schießen ob, und als ich mich dabei einmal besonders ausgezeichnet hatte, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Nächsten Mon-

tag kommen Sie mit uns auf die Jagd. Sie sind herzlich willkommen. Jetzt weiß ich, Sie werden mir Ehre machen."

Als Soldat und Offizier war ich immer ein Draufgänger gewesen, hatte Gefahren nie gescheut und wäre sicherlich auch nicht davor zurückgeschreckt, mich mit der Waffe gegen einen Feind zu verteidigen oder ihn zu töten. Bei den Manövern merkte ich, daß jeweilen alles Müdigkeitsgefühl in die Luft ging, wenn es einen Angriff galt, und daß ich einem sinnbetäubenden Kriegsrausch anheimfiel. Kein Wunder: Viele meiner Ahnen waren Offiziere in fremden Diensten gewesen; sie hielten den Theologen auf unserm Stammbaum die Wage. Die Kampflust lag mir im Blut. Warum sollte ich nicht an einer fröhlichen Birsch teilnehmen und einem Hasen eins auf den Pelz brennen?

Ohne weiteres zu bedenken, nahm ich die Einladung an, und am Montag früh fuhr ein offener Wagen bei meiner Wohnung vor, der mich in Gesellschaft meiner Freunde, mehrerer anderer Jäger und einiger Jagdknechte ins Revier fuhr, welches in der Nähe des Rheins gelegen ist. Eine herrliche, in Herbstfarben daliegende Wald- und Wiesen-gegend breitete sich in durchsonntem Nebel vor uns aus.

Aus den Furchen eines Ackers sprangen alsbald ein paar Hasen vor unsern Augen vom Lager empor, von denen ich einen kalten Blutes erlegte. Sein inneres Wesen war mir völlig fremd geblieben; es gab kein seelisches Verhältnis zwischen uns, wie es bei dem Kaninchen der Fall gewesen war.

So weit war alles schön und gut; mein Gönner in bester Erwartung einer erfolgreichen Jagd und waidgerechten Verhaltens von meiner Seite. Mit Sonntagsjägern läßt er sich — wie Sie wissen — nicht gern ein und hat sich schon wiederholt recht kritisch über solche geäußert. Er werde mir bald ein edleres Wild vor den Schuß bringen, sagte er im Tone der Anerkennung, als ich ihm den feisten Meister Langohr einhändigte. In der Tat entdeckten wir, als wir an den Waldsaum kamen und Umschau hielten, jenseits einer Wiesenmulde, vor dem gegenüberliegenden Forst auf fünfhundert Schritt Entfernung, geruhig äsend ein Rudel Rehe. Es war ein Anblick, bei dem

mir das Herz aufging; so etwas hatte ich noch nie gesehen. Wie der feine, sonnige Dunst, der zwischen uns lag, die Tiere vergrößerte und vergoldete! Langsam, feierlichen Schrittes gingen sie vor, den Kopf zum Boden vorgestreckt, nur selten eines von den vordern ihn aufwärts reckend und Ausschau haltend. Es war, als ob sie allein lebten in der weiten, scheinbar ersterbenden Natur, die im tiefsten Schweigen, aber in jener Fülle und jenem Urglanz dalag, denen sich kein Bild von Menschenhand vergleichen kann. Die goldfahlen Weiden überhöhte ein purpurner Wald, und darüber blaute der Himmel, in den aus der Ferne die silbernen Firnen der Alpen hineinschimmerten.

Schade, daß es kein Verweilen gab. Wir mußten schleunigst eine Stellung hinter dem Wind einzunehmen suchen und zogen uns in die Tiefe des Waldes zurück. Dort erteilte Herr Blaser den Jagdknechten die nötigen Befehle, um die Tiere auf unsere Seite herüber zu bekommen, und alsdann legten wir drei uns im Gebüsch in Schußweite von ihrem Wechselfad auf die Lauer, während die übrigen drei Jäger sich auf einen andern Standort begaben.

Nach einigem Warten hörten wir in der Ferne Schüsse fallen, dann, als wir uns mit dem Ohr auf die Erde legten, galoppierenden Hufschlag, der aber plötzlich verscholl. Auf einmal tauchten, von der Wiesenhalde her, die an unsern Wald stieß, ein halbes Dutzend Rehe vor uns auf, die sich, eines hinter dem andern, innerhalb des Waldrandes in Positur stellten und in die Ferne wächterten. Die ganze Reihe zeigte mir die Breitseite. Wundervoll standen sie da, auf ein Zeichen des Leitbocks wartend. Ich lag, die Flinte in Anschlag, in den Anblick versunken da. Aber Herr Blaser gab mir ein Zeichen, zu schießen.

Ich legte die Flinte sachte neben mich hin.

Ein Kapitalbock mit kraftvollem Gehörn stand an der Spitze der Reihe. Ich glaubte wahrhaftig, meinen Liebling aus der Knabenzeit wieder vor mir zu sehen. Schön ausgewachsen war er und seine Läufe stark und edel. Kopf und Hals gespannt. Den Blick wie der eines Königs der Wälder in die Ferne gerichtet. Das kurze Stummelschwänzchen

etwas aus dem Pelz gereckt. Was für ein schönes, ganz von Spannkraft erfülltes, gedrungenes Tier!

Das war kein lumpiger Hase. Das hatte Seele. Ich hatte es ja liebend erlebt. Und sollte nun der mit meiner Seele erlebten Liebe untreu werden? Und innerlich verarmen?

Es wurde mir warm ums Herz. Eine Jugenderinnerung begann in mir aufzuquellen und füllte meinen Geist mit lieblichen Bildern, die ins Gefühl gingen. Ich war trunken von der Schönheit des Anblicks! Und sollte diese Schönheit hinhorden! Ein edles Geschöpf Gottes, voll Lebensdrang und =Luft, aus dem Hinterhalt feig niederstrecken! Herr Blaser zischte zu mir herüber: „Zum Donner! Schießen Sie doch!“ Ich erinnerte mich, daß er mir den ersten Schuß zugestanden hatte. Ich war ihm diesen schuldig. Und so nahm ich die Flinte in Anschlag und gab Feuer. Die ganze vierbeinige Gesellschaft flog wie ein Sturmwind davon. Keines blieb auf der Strecke! Ich hatte absichtlich hoch über sie hinweggezielt.

Welch spöttischer und lachhafter Jägergroll sich wegen meines empfindsamen Wesens über mich ergoß, als ich Ihnen, meine Herren, meine Gemütsanwandlung erklärte, will ich nicht schildern. Ich ertrug ihn leicht, im Bewußtsein, daß meine Seele nicht Schaden gelitten hatte.“ — —

„Also, zum Jäger taugen Sie nicht, das wissen Sie, Herr Doktor! Aber wie halten Sie's mit dem Rehpfeffer?“ fragte mich Herr Blaser spaßig.

„Oh!“ gab ich zurück, „das ist etwas anderes. Da denke ich wie jener junge Lateiner, der „De mortuis nihil nisi bene“ übersetzte: Von den Toten bleibt nichts übrig als die Beine.

Das schlechte Beispiel und die Macht der Gewohnheit stumpfen freilich die feinsten Gefühle ab; aber töten und Getötetes essen, bleibt zweierlei, Herr Blaser, und nicht wahr, meine Damen, Sie begreifen mich: Wär's damals ein Treffer gewesen, so hätte ich ihn zeitlebens als Fehlschuß bereuen müssen?

Sie nickten mir einhellig zu, als ob ihnen meine Darlegung des Falles ein Gefühl ihres eigenen Herzens bestätigt hätte.
